

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Karlsruher Intelligenz- und Wochen-Blatt. 1820-1832  
1840**

37 (6.9.1840)



*Napoleons Grab auf St. Helena.*

Badische  
Landesbibliothek

# Karlsruher Unterhaltungsblatt.

N<sup>o</sup>. 37.

Dreizehnter Jahrgang.

1840.

## Napoleons Grab auf der Insel St Helena.

(Mit einer Abbildung.)  
Tab. XXXVII.

Die Blicke Europa's richten sich aufs Neue auf jene grauschwarze, zerklüftete Felseninsel hin, welche, wie ein ungeheures Beinhaus der Natur, einsam und schauerlich aus der Mitte des Oceans sich erhebt. Dort ruht noch, verborgen im schmucklosen Grabe, bedeckt von einer Sandsteinplatte ohne Inschrift, von dem Erschütterer Europa's was an ihm sterblich war. Noch weiden um die stille, von Trauerweiden umschattete Ruhestätte friedliche Kaninchen, und nur von Zeit zu Zeit steigt von Jamestown aus ein Fremder über die steilen Basaltböden, und starren Lavamassen nach dem entlegenen, von Felsstrümmern übersäeten Thale hinan, um an dem einfachen Felsengitter, welches das Grab umschließt, dem Andenken des großen Todten eine Thräne zu weihen. Bald aber werden die Felsenwände, welche das einsame Thal schauerlich umschließen, von den Tritten vieler Menschen wiederhallen. Die Asche des Helden soll nicht länger in diesem Grabe, in der fremden Erde ruhen; die Nation an deren Spitze er seine Lorbeeren erfocht und in deren Mitte er einst als Kaiser herrschte, hat beschlossen, die geheiligten Ueberreste in das Vaterland zurückzubringen und ihnen in der Nähe seiner ehemaligen Getreuen eine würdigere Ruhestätte zu geben. Ein eigens dazu ausgerüstetes Schiff ist bereits nach Helena gesteuert und ein Sohn des jetzigen Herrschers von Frankreich soll den Stein von des Grabes Thüre wälzen, und die Asche in die Heimath geleiten, der sie gehört.

St. Helena, dieser Felsen, an welchem der neue Prometheus gefesselt lag, erhebt sich unter dem 15. Grade südlicher Breite und dem 11. Grade östlicher Länge zwischen Afrika und Südamerika einsam aus den Fluthen des südatlantischen Oceans. Ihre größte Länge beträgt 3, ihre Breite 2 und ihr Umfang 8 Stunden. Die ganze Insel ist ein schwarzer, grotesker und wüster, aus dem Meere ansteigender Felsen, der sich bis 2700 Fuß hoch jäh aufthürmt und ohne Zweifel den hier wirksam gewesenen plutonischen oder vulkanischen Gewalten sein Daseyn verdankt.

Den Schiffern wird Helena in zwölfstündiger Entfernung als dunkle Wolkenbank mit zerrissenen Spitzen am äußersten Horizonte sichtbar. Nach und nach treten die wilden Umrisse deutlicher in den Vordergrund. Kein Baum, kein Busch, kein lebendiges Wesen ist an den grauschwarzen, scharfgezackten Felsmassen zu sehen, welche vor dem erstaunten Blicke daliegen, wie die chaotischen Riesentrümmer einer untergegangenen Welt. Mit furchtbarem Getöse rollt die tobende Brandung an den senkrechten oder überhängenden Wänden hin, jede Annäherung verbotend. Nur an einer einzigen Stelle, an der Nordseite, ist in dem Felsenpulte des Eilands eine Spalte; auf sie steuert das Schiff zu, und bald werden die Signalhäuschen auf den Höhen, die Redouten und dräuenden Batterien sichtbar, mit welchen die Engländer alle Punkte der Einfahrt befestigt haben. Die Schlucht steigt landeinwärts, ziemlich steil an; nur nahe beim Meere wird die Abdachung sanfter. Auf derselben liegt der einzige Ort der Insel, das Städtchen Jamestown mit weißen massiven Häusern und grünen, schlanken Palmen, lieblichen lebensvollen Anblicks, der einen wohlthuenden Contrast mit den todten Felsen macht.

Ein einziger Tag reicht hin, um alle Orte zu sehen, welche das Andenken des großen Todten zurückerufen.

Das Grab Napoleons liegt etwa zwei Stunden von Jamestown zwischen Longwood, seiner letzten Wohnung und dem sogenannten Sinnthale. Da die steilen Klippen, aus denen die Insel besteht, nicht in gerader Richtung überstiegen werden können, so sind die Wege, welche schneckenförmig um die Basaltfelsen herumführen, bergmännisch aus dem Gestein gehauen, dergestalt, daß sie an den Seiten der Abgründe hin eine Schutzmauer von wenigstens 4 Fuß Höhe darbieten. Zwischen malerischen, finstern Massen, welche durch die vulkanischen Kräfte zerklüftet und zerrissen sind, geht es bergan und berglein. Einzelne Kaktusstauden wachsen in den Klüften, hier und da erhebt eine einsame Aloe ihr hohes Blütenhaupt empor. Sonst keine Spur von Vegetation. Ein schmaler krystallheller Bergstrom springt neben dem Wege von Absatz zu Absatz, von Klust zu Klust, so eilig, als könnte er nicht schnell genug den kurzen Lauf vollenden.

Auf dem ersten Plateau, eine halbe Stunde über dem Städtchen, hat man Sitze ausgehauen, von welchen man die herrlichste Aussicht auf die Stadt, die Rbede und den Ocean hat.

Weiter führt der Pfad durch wilde, schwarze Lavamassen hinan, die in scharfen Spitzen emporstehen, und gegen die sie umgebenden Schluchten steil abfallen. Alles ist öde. Nur hier und da krüppelichte, balsamisch duftende Kiefern, eine buschichte Ceder, ein üppig rankender Kaktus oder ein niedriges Tagelöhnerhäuschen. Je weiter bergan, desto großartiger wird die Felsbildung, und furchtbar hoch ragen manche der schwarzen Spitzen in den lichten tropischen Aether. Dianas Pfl, die höchste, steigt 2679 Fuß über das Meer empor; viele erheben sich 2000 Fuß und darüber. Auf die meisten dieser Kegele führen schmale, schwindelerregende Treppenspfade, und oben bauten die Britten kleine Warten hin, in denen Wächter mit guten Telescopen bewaffnet, auf die der Küste nahenden Schiffe zu achten haben und deren Erscheinen durch telegraphische Signale anzeigen müssen.

Nach zweistündigem Steigen gelangt man zu einer Hochebene, die von 3 Seiten mit starren Basaltfelsen umschlossen ist. Durch die Schluchten bläht fortwährend scharfer Zugwind und die Dürstigkeit des Pflanzenwuchses gibt ihr einen öden Anblick. Auf dieser Bergene steht ein ziemlich großes, aber niedriges, verfallenes und unwirlich aussehendes Gebäude, dem man es ansieht daß es nicht fähig ist, seinen Bewohnern Schutz zu gewähren. Gestrüppe, das in der Nähe umhersteht, deutet auf den frühern Ver-

such, hier einen Garten anzulegen. Das ist Longwood, der Ort, wo Napoleon das letzte Jahrzehend seines Lebens zubrachte. — der Mann, dem die Welt zu klein war.

Das Haus wird geöffnet. Das erste Zimmer, in welches man tritt, ist das ehemalige Billardzimmer des Kaisers. Es ist öde; an den kahlen Wänden nagt der Moder, der abgefallene Kalk der Decke liegt am Boden. Namen von Leuten aller Nationen, mit Sprüchen und Worten voller Sinn und Unsinn, bedecken jedes Fleckchen. Empört wendet man sich von manchen Worten, Zeichen und Bildern weg, mit denen nur die äußerste Robeit einen solchen Raum besudeln mochte. Viele höhnen den im Leben Mißhandelten noch im Tode.

Es folgt das Courzimmer, ein kleiner Saal für die Gesellschaften des Kaiserlichen Gefangenen, noch öder, als der vorige. Die Fensterscheiben sind zerbrochen, alte Bretter schüßen dürrig vor dem schneidenden Zugwinde. Eggen, Spaten, Pfähle stehen umher; eine Futterbank ist das Hauptmöbel, ein Sieb und Pferdegeschirr der Wandschmuck. Der Saal des Kaisers ist zur Kumpfkammer des Bauern geworden, der das Haus jetzt einnimmt.

Der nächste Raum, der nun folgt ist ein enges Stübchen, die fehlenden Scheiben sind mit Pelpapier ersetzt, und ein hölzerner Stuhl neben einer Handmühle giebt ihm ein etwas wohllicheres Ansehen. Ahnest du, wo du bist? — du bist im Sterbezimmer Napoleons. Die Ecke, wo einst das Todtenbett stand, ist freigelassen, damit der Besucher, verlehrt sich gegen ein Trinkgeld an den Knecht des Hauses sich einen Spahn als Reliquie aus dem Getäfel schneiden kann. Daneben blöken Kühe; — Kühe in des Kaisers Schlafzimmer, das man zum Stalle verwandelte. Ähnlichen Bestimmungen dienen die übrigen Räume, die Zimmer der Getreuen: Bertrands, Montholons, Las Cases, des Arztes Mcarea und der Dienerschaft Napoleons.

Ein invalider englischer Hauptmann, der das ganze zu Longwood gehörige Feld in Pacht hat, nimmt von jedem Besucher dieses Ortes eine Tare von 3 Gulden, und der industriöse Ritter äußert sich gern, dieser Bonaparte trage ihm mehr ein, als alle Kühe in seinem Stalle.

Der Besuch von Napoleons Grab erfordert eine Specialerlaubnis vom Gouverneur, und sie wird oft verweigert, gleichsam, als ob man den Mann noch im Tode fürchtete. Die Stätte liegt eine halbe Stunde von Longwood. Der Weg, ein enger Pfad, geht durch tiefe Schluchten und zwischen Felsen hin. Der Kubeplog selbst ist ein kleiner Bergkessel, von Basaltwänden umschlossen, ein todtenstilles melancholisches Plätzchen, mit niedrigem Moos und dichtem Grase bewachsen. Es hat einen einzigen Zu-

1840.

Tab. XVIII.



Das Haus zum Osterlamm.

Badische  
Landesbibliothek

gang. Die Mitte des Raumes schmückt eine Trauerweide. Hier unter ihren weitüberhängenden Zweigen, ist das Grab von einem schmucklosen eisernen Geländer umfaßt, bedeckt von einer Platte aus Sandstein, ohne Inschrift. Ein paar Kaktusstauden und Rosenbüsche welche die Hand der Gräfin Bertrand herpflanzte, sind aus Mangel an Pflege verdorben. Der Wächter bei dem Todten ist ein alter englischer Sergeant, der schon den Lebenden bewacht hat.

Bekannt ist, daß der treue Bertrand mit eigener Hand eine Inschrift in den Stein meißeln wollte, der Kerkermeister aber, Sir Hudson Lowe, duldet es nicht, aus Furcht, Bertrand möchte sich der unlegitimen Benennungen „Napoleon“ und Kaiser bedienen.

Sinnend und ernst blickt die Muse der Geschichte auf St. Helena nieder, auf dieses Denkmal, welches die Natur selbst, unverwüßlicher, als die Gräber der Pharaonen, hier im weiten Ocean dem großen Todten gesetzt hat. Wogen umstürmen dieses Felsenmonument; vielleicht, daß sie es zermalmen; aber keine Wogen der Jahrtausende werden den Namen dessen aus der Geschichte wegschülen, der hier gezeigt hat, daß er größer war, als sein Schicksal.

## Das Haus zum Osterlamm.

(Beschluß von Seite 146.)

Sie kamen an den Eingang der Straße St. Denis.

Herr Bernard stand stille. Seit jenem verhängnißvollen Tage, da sein Unglück ihn betroffen hatte, hatte er diesen Theil der Stadt nicht ein einzigesmal zu betreten gewagt. Karl nahm ihn am Arme, und sie traten in die Straße ein. Bernard ließ sich führen, ohne die Augen aufzuschlagen. Es war ihm, als ob Jedermann auf ihn sehe und die Schande erblicke, die seine Stirne bedeckte.

Nun standen sie stille.

Schauen sie doch auf, Vater, rief Karl.

Sie befanden sich vor einem wohl ausgestatteten Tuchmagazin. Die Handelsdiener waren kaum im Stande, allen anwesenden Käufern Rede und Antwort zu geben. Ueber der Thüre stand wieder die Tafel mit der Adresse zum goldenen Osterlamm, und zwar die nemliche, welche einst Bernard gehabt hatte.

Der Greis fühlte sein Herz heftig schlagen. Marie sah Karl an und begriff ihn noch nicht.

Nur hinein! sagte dieser.

Die Handelsdiener verbeugten sich vor Bernard, welcher betroffen und erstaunt das Innere des Magazins so eingesehen fand, als wenn er es den Tag zuvor erst verlassen

hätte. Da stand sein Lehnstuhl da seine Kassiere, sein Bureau, sein grünes Cabinet.

Auf ein Zeichen Karls zogen die Handlungsdiener sich zurück.

Herr Bernard, redete er ihn an, indem er ihm einen beschriebenen Stempelbogen überreichte, hier ist die Quittung ihrer Gläubiger. Bald wird das Gericht Sie in ihr Geschäft wieder einsetzen. Sie sind hier zu Hause.

(Siehe die Abbildung.)

Zu Hause? — wieder eingesezt? — ich? Karl, Karl scherze nicht mit einem armen alten Manne. O, mein Gott! fügte er hinzu, wenn es ein Traum ist, so erwecke mich nicht mehr daraus!

Nein, nein Vater, es ist kein Traum, es ist Wirklichkeit. Marie und ich, wir haben gearbeitet; der Himmel hat unsern Fleiß gesegnet, unsern Wohlstand verdoppelt. Und jetzt, Vater, bin ich da, und bitte euch um Mariens Hand.

Das junge Mädchen stand erröthend da; der Alte breitete die Arme aus, und beide Kinder stürzten an seine Brust. —

Einen Monat später sah man in der Straße St. Denis eine Reihe von Wagen stehen; bald setzte sich der Zug in Bewegung nach der Kirche Saint-Merry. Bei der Rückkehr lächelte die sanfte Marie mit dem Myrtenkranze auf dem Haupte ihrem überseligen Karl zu, und neben ihr stand ihr Vater und trocknete eine Freudenthräne, als er einen Blick auf seine geliebte Adresse warf, die in goldenen Buchstaben über der Hausthüre schwebte:

„Zum Osterlamm“  
Bernards Tuchmagazin.

## Ein liebloses Wort.

(Mit zwei Compositionen v. G. B. F a s e l. Tab. XIX. u. XX.)

„Ein Wort ist kein Pfeil“ sagt ein deutsches Sprichwort. Der Erfinder desselben muß aber wohl nicht recht über die Sache nachgedacht haben, oder er wollte damit die gute Lehre geben, man sollte Worte nicht wie Pfeile aufnehmen. Denn die Erfahrung lehrt, daß Worte manchmal nicht bloß wie Pfeile schmerzen, sondern sogar wie Giftpfeile tödten. Ein Beleg dazu ist folgende Begebenheit.

Herr und Frau Dumontier waren die reichen Inhaber eines jener stattlichen Fabrikgebäude, welche die Stadt Mühlhausen beleben. Beide widmeten ihrem großen Geschäft ihre ganze Sorgfalt, und betrachteten die zahlreichen Arbeiter, welche darin angestellt waren, als eine Familie, welche Gott ihnen nicht bloß zur Ernährung und Erhaltung, sondern

auch zur Erleuchtung und Veredlung anvertraut hatte. Die Arbeiter erkannten ihrerseits dieses edelmüthige Bestreben auf das dankbarste an; sie wetteiferten unter einander in Fleiß, Treue und Anhänglichkeit, und jeder unter ihnen schien es als ein besonderes Glück zu betrachten, seine Unterkunft in einem Hause zu finden, wo sie mit solcher Menschenfreundlichkeit behandelt wurden.

Es konnte nicht fehlen, daß eine Tochter so würdiger Eltern durch den täglichen Anblick ihres Beispiels zu ähnlichen Tugenden gebildet wurde. Anna Dumoutier verband mit jener Sanftmuth und jener wohlwollenden Güte, in welchem ihre Mutter ihr als Vorbild voranleuchtete, zugleich alle Vorzüge einer trefflichen Erziehung.

Ihre Mutter? sagten wir, ihre Mutter! In Anna's Gegenwart hätte das Zartgefühl gefordert, diesen fragenden Ausruf zu unterdrücken, und das gute und liebenswürdige Kind in der ganzen Sicherheit ruhen zu lassen, in der sie von ihren frühesten Tagen bis zu ihrem sechzehnten Jahre geblieben war. Sie wußte nicht anders, als daß Frau Dumoutier ihre Mutter sey. Aber es liefen zweifelhafte Gerüchte über sie und ihre Familie umher, nicht bloß in der kleinen Stadt, wo man den Namen Dumoutier nicht anders, als unter Segnungen aussprach, sondern in Paris, jenem unendlichen Schlunde von tausend und aber tausend Stimmen, wo nicht eine sich befindet, die nicht ihr schlimmes und falsches Echo hat. Man sagte nemlich, daß Herr und Frau Dumoutier plötzlich Paris verlassen hatten, als Anna kaum sechs Jahre zählte; man wollte wissen, daß die Ursache dieser schnellen Abreise ein Unglück gewesen sey, welches die Familie betroffen habe. Dumoutier war nämlich keineswegs der Name, welchen früher der reiche Fabrikant führte, von dem wir sprechen. Er hatte ihn nur angenommen, weil sein leiblicher Bruder den Namen der Familie durch eine entehrende That besetzt hatte. Seit dieser Zeit konnte der rechtschaffene Mann es nicht mehr über sich gewinnen, diesen Namen zu führen, den die Hand des Kerkermeisters in das Register der Galeerensclaven zu Brest und Toulon eingeschrieben und den später der Beamte in die traurigen Jahrbücher derjenigen eingetragen hatte, welche in den Ketten der Schande ihrem Leben durch Selbstmord ein Ende machten.

Von diesem Tage an war Anna Waise gewesen, aber man muß hinzufügen, sie glaubte, gar keine andern Eltern zu haben, als diejenigen, welche sie erzogen hatten, denn ihr Vater hatte sie bald nach ihrer Geburt verlassen, welche den Tod ihrer Mutter herbeigeführt hatte. Anna war also die Tochter eines Galeerensclaven, und da dessen Verbrechen, so wie seine Verurtheilung gleicherweise öffentlich waren,

da die darüber geführten Streitigkeiten allgemeines Aufsehen erregt und Herr Dumoutier und seine Gattin selbst vor Gericht als Zeugen hatten auftreten müssen, so glaubten sie sich nach der traurigen Verurtheilung nicht mehr unter ihrem falschen Namen verborgen und bielten es für das beste, sich auf längere Zeit von Paris zu entfernen. Ueberdies schien die Luft dieser Hauptstadt, in deren Mitte das Verbrechen begangen worden war, fortan zu sehr von einem Stoffe angefüllt zu seyn, in welchen ein schuldloses, bescheidenes und edles junges Mädchen nicht mehr wohl gedeihen konnte. Der unglückliche Mann war durch die Katastrophe in seiner Familie so sehr erschüttert, daß er in eine düstere Melancholie verfiel. Zu Paris schienen alle Gegenstände, die ihn umgaben, eben so viele Zeugen der Schuld seines Bruders zu seyn, und er sagte sich selbst mit Schrecken, daß ein Blick, eine Geberde, ein Wort, das sich unter dem Volke verlauten ließ, ein an eine Mauer gehefteter Zettel seine Richte von allen Umständen unterrichten konnte, mit welchen ihr Vater den Namen und die Zukunft seines Kindes beschimpft hatte.

Herr Dumoutier hatte seit dem Ausgang des Processes Gelegenheit genug gehabt, die wandelbare Welt kennen zu lernen, die ihn verlassen hatte, wie man einen von der Pest angesteckten Menschen schiebt; ja die ersten Schritte die deshalb geschahen, waren von einer Familie gethan worden, welche bis dahin auf das innigste mit ihm befreundet war. Es waren Herr und Madame Kerval, welche alle Tage ihn und seine Gattin besucht hatten. Clara, ihre Tochter, war die unzertrennliche Spielgefährtin Anna's gewesen. Aber von dem Tage an, da die Familie Dumoutier das Unglück traf, durfte Clara ihre Freundin nicht mehr besuchen — die Kinder vergaßen einander und die Familie Kerval bekümmerte sich nichts darum, als Herr und Frau Dumoutier die Stadt gänzlich verließen. Jedes Band war seitdem zerrißen.

Herr Dumoutier beeilte sich nun, seine Gattin und Anna nach ihrem neuen Aufenthaltsorte in der Provinz zu bringen, wo sie nach Herzenslust Gutes thaten, wo sie unermüdet arbeiteten und wo jeder Tag ruhig und friedlich dahin floß. Hier wuchs Anna heran und wußte nicht anders, als Herr und Madame Dumoutier seyen ihre Eltern. Was wäre statt dieses Seelenfriedens in einer kleinen Stadt das Loos der guten Familie gewesen? Eine unfreundliche Begegnung in jeder Rücksicht, eine gänzliche Vernachlässigung selbst von Seiten ihrer nächsten Bekannten. Es ist selbst in unserer aufgeklärten Zeit noch ein grausames Vorurtheil, daß man sich berechtigt glaubt, die Schuld eines Verurtheilten auch an seinen unschuldigen Kindern strafen zu dürfen. Mit diesem Loose war Anna in einer Umgebung bedroht, die, nachdem sie das Brandmal auf der Stirne des Vaters gesehen hatte, der Tochter keine Rücksicht schuldig zu seyn glaubte.

(Die Fortsetzung folgt.)